

Ralph Westerhoff, geboren 1964 in Thuine (Kreis Emsland), absolvierte ein Studium der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Freiburg, München und Hagen. Nachdem er praktisch schon überall in Deutschland gewohnt hat, lebt Ralph Westerhoff seit nunmehr sieben Jahren als Jurist und Dozent mit seiner Familie in Hilden in der Nähe von Düsseldorf.
www.facebook.com/WesterhoffRalph

RALPH WESTERHOFF

Kalte Fluten

KÜSTEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig. Die Verwendung von Namen real existierender Personen, Unternehmen, Organisationen und Institutionen ist künstlerisches Ausdrucksmittel. Der Autor versichert, dass er nicht beabsichtigt, die Persönlichkeitsrechte dieser Personen zu verletzen, sie zu verunglimpfen oder ihr Ansehen zu schmälern.

emons:

Für Susanne



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: fotolia.com/Rico K.
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Druck und Bindung: cpi – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2011
ISBN 978-3-89705-850-7
Küsten Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Erster Teil

Prolog

Es war stockfinstere Nacht irgendwo in Mecklenburg-Vorpommern, die Nacht vom 16. auf den 17. März. Doch für ihn war es hell. Nicht taghell, aber doch hell genug, dass er den Text lesen konnte.

Ein Mann hatte ihn überfallen. Er hatte einen Stich wie von einer Wespe oder Hornisse an seinem Hals gespürt, und dann war er ohnmächtig geworden.

Als er wieder erwachte, konnte er seine Beine nicht mehr spüren. Er litt unsägliche Schmerzen im Rücken und fürchtete, dass er nie wieder würde gehen können. Der Mann hatte ihn wahrscheinlich zum Krüppel gemacht. Er war möglicherweise gelähmt. Doch so schrecklich das auch wäre, es waren nicht die Schmerzen und nicht die Angst vor einem Leben im Rollstuhl, was in ihm Panik auslöste.

Dicke Kabelbinder bohrten sich in das Fleisch seiner Fuß- und Handgelenke. Er wagte nicht, an das zu denken, was kommen würde.

Er hatte keine Ahnung, wie es passiert war. Er wusste nur, dass der Mann ihn weggebracht hatte. Weg von der Neptun Werft. Es hatte ihn nach dem Aufwachen halb wahnsinnig gemacht, nicht zu wissen, wo er war, keine Ahnung davon zu haben, was der Mann mit ihm vorhatte.

Doch nun wurde ihm die schreckliche Wahrheit langsam bewusst. Ein Imperativ stand, eingebrannt in die Sperrholzplatte, etwa dreißig Zentimeter über seinem Kopf. Es war eine massive, dicke Platte. Nicht einmal unverletzt und ohne Kabelbinder an Händen und Füßen hätte er eine Chance, sich zu befreien. Er meinte, noch das Quietschen der Schrauben beim Eindringen in das Holz und das hochfrequente Singen des Akku-Schraubers im Ohr zu haben. Aber da war er doch noch bewusstlos gewesen.

Wie ein Brandzeichen im Fell eines Pferdes waren sechs Buchstaben in dem Holz über ihm verewigt.

»BEREUE«, stand da.

Dann hörte er es, das grauenvolle Geräusch über sich. Das Knir-

schen der Schaufel, die der Mann in die Erde trieb. Es folgte eine ganz kurze Stille. Die wenigen Sekunden, die es dauerte, bis die Ladung einer Schaufel durch die Luft geflogen war und prasselnd auf dem Deckel des massiven Sarges niederging. Und dann wieder das Knirschen der Schaufel, wieder die Stille, wieder das Prasseln. Die Intensität des Prasseln nahm aber mehr und mehr ab. Die schon vorhandene Erdschicht dämpfte zunehmend das Geräusch der übrigen Schaufelladungen.

Seinen Kopf konnte er noch bewegen. Links in die Wand des Sarges war eine Halterung geschraubt. Darin steckte eine Taschenlampe, die den engen Raum beleuchtete. Rechts sah er einen weiteren Gegenstand. Ein Babyfon.

»Gnade«, wollte er in Richtung des Mikrofons winseln. Doch sein Knebel ließ nur unverständliche Presslaute zu. Das rhythmische Prasseln über ihm hörte auf, und ein knarrendes Geräusch kam aus dem Lautsprecher des Gerätes. Dann vernahm er eine eindringliche männliche Stimme.

»Gnade hat nur der verdient, der auch gnädig ist.«

Woher wusste der Mann draußen, dass er um Gnade bitten wollte?

»Kein Erbarmen für Erbarmungslose«, hörte er ihn noch sagen. Kalt, konsequent und unerbittlich. Dann war da wieder nur das knirschende Geräusch der Schaufel und der niederfallenden Erde.

Er bewegte seinen Kopf etwas nach links und blickte in den Schein der Taschenlampe. Er blendete ihn. Sollte es das letzte Licht sein, das er je in seinem Leben sehen würde? Sollten die Worte »Kein Erbarmen für Erbarmungslose« die letzten sein, die er hören würde? Diese sechs Buchstaben, »BEREUE«, das Letzte, was er lesen würde? Sollte sein Leben damit enden, dass er unter unsäglichen Schmerzen lebendig begraben wurde?

Der Mann hatte ihm seine Armbanduhr gelassen. Eine aus Gelbgold gefertigte Rolex Datejust im Wert von über zehntausend Euro. Um Geld ging es dem Mann, der über ihm das Grab zuschaufelte, wohl nicht. Deshalb konnte es der, den er zunächst im Verdacht gehabt hatte, nicht sein. Außerdem brauchte derjenige ihn doch.

Die Uhr glänzte im Schein der Lampe. Seine Hände waren vor

seinem Bauch gefesselt. Er konnte die Uhr lesen. Er *sollte* die Uhr lesen können. Sie zeigte zwei Uhr siebenundfünfzig. Ob es Tag war? Oder war es Nacht? Unsinn. Es war Nacht. Es war jetzt also zwei Stunden her, dass der Mann ihn auf der alten Neptun Werft überwältigt hatte. Außerdem: Wer würde ihn schon am Tage begraben, wo jeder zusehen konnte? Aber ... warum denn eigentlich nicht am Tage? Wer so verrückt war, jemanden lebendig zu begraben, der würde es vermutlich auch am Tage tun.

Warum? Die Frage quälte ihn. Warum wollte ihn der Mann auf so bestialische Weise töten? Warum nur? Tränen schossen ihm in die Augen. Warum denn nur?

Er war kein guter Mensch, einverstanden. Und wenn es dieser Verrückte da oben denn unbedingt wollte, würde er auch bereuen.

Er hatte den Irren nicht erkannt, der ihm aufgelauret und ihn betäubt hatte. Ob es doch er war? Er würde ihn fragen. Jetzt. Doch der Knebel in seinem Mund würgte ihn. »Hmm! Hmm!« war das Einzige, was er hervorbrachte.

Das Babyfon schwieg.

Die Luft in dem engen Gefängnis war stickig. Wie lange würde der Sauerstoff reichen? Er korrigierte sich selbst. Das Problem war nicht der Sauerstoff. Es war das vom Körper selbst produzierte Kohlendioxid. Das Gas war zwar an sich nicht giftig, das wusste er. Aber irgendwann wäre in dem Sarg einfach zu viel davon. Er brachte sich gewissermaßen selbst um, weil sein Stoffwechsel aus dem Sauerstoff Kohlendioxid machte. Er würde ersticken. Langsam, quälend, aber sicher.

Der Sarg hatte etwa einen Kubikmeter Volumen. Vielleicht etwas mehr. Die tödliche Konzentration an Kohlendioxid wäre in zwei Stunden erreicht, schätzte er. Spätestens in einer Stunde würde er das Bewusstsein verlieren. Sobald er einschlief, wäre es vorbei. Er wurde jetzt schon müde. Nein, nicht einschlafen! Er hielt sich krampfhaft wach. Vielleicht würde man ihn noch rechtzeitig finden. Vielleicht.

Bitte, bitte, lass es geschehen, dass man mich findet, dachte er in Panik. Lieber Gott, bitte! Ja, ich habe schon Jahrzehnte nicht mit dir gesprochen. Jetzt flehe ich dich an. Lass mich hier nicht so verrecken. Nicht so jämmerlich ersticken in einem von innen beleuchteten Sarg. Bitte, bitte, bitte!

Die Luft wurde immer schlechter. Es stank. Er roch seinen eigenen Schweiß. Er roch seinen Urin. Er roch seine Fäkalien. Er hatte sich vor Angst in die Hosen gemacht. Er schämte sich. Ja, auch im Angesicht des baldigen Sterbens, vielmehr des Verreckens war es ihm peinlich, dass er gepinkelt und seinen Schließmuskel nicht mehr unter Kontrolle hatte.

Der Mann über ihm schien mit der Arbeit fertig zu sein. Die immer noch glänzende Datejust zeigte drei Uhr vierzehn. Das Babyfon knarrte wieder.

»Du hattest Gelegenheit, zu bereuen. Nach meinen Berechnungen müssten in den nächsten dreißig Minuten die ersten Bewusstseinsstörungen auftreten. Bereue, du Abschaum! Bereue, solange du es noch kannst! Bereue! Bereue!«

Dann war wieder Stille.

Das Babyfon gab kein Geräusch mehr von sich. Trotz Knebel versuchte er verzweifelt zu flehen, jammern und betteln. Vergebens. Niemand hörte ihn. Um drei Uhr neunundvierzig wurde ihm endgültig schwarz vor Augen. Er sah sich durch einen langen Tunnel gehen. Er ging immer schneller, denn am Ende des Tunnels sah er ein helles, gleißendes Licht. Stimmen riefen ihn. Er folgte dem Licht. Da wollte er hin. Zu den Stimmen, die ihn lockten. Immer dem Licht nach.

Um drei Uhr vierundfünfzig war er erstickt.

Sein Mörder war sich sicher, dass man die Leiche nie finden würde. Und selbst wenn. Ihn würde man nie fassen.

Wolfgang Franke verfluchte den Tag, an dem er entschieden hatte, sein geliebtes München zu verlassen. Den Tag, an dem er seine kleine Familie dazu überredet hatte, mit ihm in den hohen Norden zu ziehen. Er verachtete sich dafür, die Warnungen seiner Frau und die Tränen seiner Tochter ignoriert zu haben.

Aber es war alles so vielversprechend und verführerisch gewesen. 1992 hatte die Kriminalpolizeiinspektion Rostock Beamte gesucht. Beamte mit Erfahrung. Beamte, die anpacken konnten. Eben einen wie ihn. Trotz bester Zeugnisse und ausgezeichneten Leistungen im Dienst hatte er sich in München beruflich auf der Stelle bewegt, denn zu viele waren vor ihm dran. Das formale Beamtenrecht, das bei Beförderungen mehr auf die Anzahl der Dienstjahre achtete als auf die Qualifikation und die Leistung, stand seiner Beförderung im Wege.

Hier aber hatte er Hauptkommissar werden können. Leiter der Mordkommission. Hier hatten sie sich, ohne wie in München finanzielles Harakiri zu begehen, den Traum vom eigenen Haus im Grünen verwirklichen können. Hier war die Mark das Doppelte wert gewesen.

Ja, es war die Verführung, der er erlegen war und der er das Glück seiner kleinen Familie untergeordnet hatte. Und jetzt?

Nachdenklich und verzweifelt blickte Wolfgang Franke aus dem Fenster seines Büros in der Blücherstraße mitten in Rostock. Der helle, mit dem üblichen zweckmäßigen Mobiliar eingerichtete Raum, den er sich mit seiner jüngeren Kollegin Wiebke Sollich teilte, lag im dritten Stock des insgesamt sechs Stockwerke umfassenden Backsteinturms, in dem sich die Kriminalpolizeiinspektion befand. Unter ihm fuhren die Autos. Rechts konnte er das Steintor, eines der drei verbliebenen massiven Landtore der ehemaligen Stadtbefestigung, sehen. Er blickte nach links über den Friedrich-Engels-Platz in Richtung Rosa-Luxemburg-Straße. Trotz der sozialistisch anmutenden Namen erstreckte sich dort der Teil der Stadt, wo das gehobene Bürgertum in liebevoll restaurierten Jugendstilvillen wohnte. Doch er nahm das alles nicht wirklich wahr.

Ein Gedanke beherrschte ihn völlig. Gleich würde er seine Tochter abholen.

Lydia. Sein Sonnenschein, wie er sie immer genannt hatte und noch heute gerne nennen würde. Doch die Sonne hatte aufgehört zu strahlen. Und der Sonnenschein bezeichnete ihn als »Scheißbullen«.

Als sie zum Januar 1993 nach Rostock umgezogen waren, war Lydia gerade dreizehn geworden. Ein gesundes bayerisches Madel, würde man im Süden sagen.

Als Bauerntrommel hatte man sie hier verunglimpft. Lydia hatte nun einmal eine bayerische Sprachfärbung. Sie nannten sie deswegen »Heidi«, fragten sie, ob ihr Großvater auch ein »Alm-Öhi« sei und wie man denn Ziegen melken würde.

Bitterste Tränen hatte sie geweint. Angefleht hatte sie ihn und seine Frau Caroline, wieder zurückzugehen. Weg von dem großen reetgedeckten Haus, zurück in die kleine Wohnung in Ottobrunn südlich von München. Weg von der Ostsee, zurück zu den Alpen. Keine öden Segeltörns, sondern Bergwanderungen im Sommer. Keine langweiligen Spaziergänge an den nassen und grauen Tagen hier, sondern Skifahren auf den weißen Pisten unter blauem Himmel im Winter.

Er hatte sie ignoriert. Er war egoistisch.

Sie werden Lydia schon akzeptieren, hatte er gedacht. Es braucht nur Zeit. Doch das war Selbstbetrug. Das wusste er heute. Die Mauer in den Köpfen war Anfang der neunziger Jahre noch mindestens so hoch gewesen wie die Berliner Mauer vor dem 9. November 1989. Seinen Erwartungen zum Trotz wurde sie nicht niedriger. Wessi blieb Wessi und Ossi blieb Ossi. Wer nicht Ossi war, wurde ausgegrenzt. Und wer sich als Wessi dann noch den Luxus eines Dialektes leistete, war per se unten durch. Eine Steigerung wäre nur noch drin gewesen, wenn sie Schlitzaugen gehabt hätte. Die »Fitschis«, wie Asiaten hier genannt wurden, standen auf der sozialen Leiter noch unter Wessis mit bayerischem Akzent.

Sie war deswegen während ihrer Schulzeit viel allein gewesen. Viel zu viel allein. Wer allein ist, gerät in die Fänge falscher Freunde. Sein Sonnenschein rutschte ab. Am Anfang war es nur die äußere Auflehnung durch knallrot gefärbte Haare, schlampige Klei-

dung und aufsässige Reden, was ihn störte. Aber welches pubertierende Mädchen lehnt sich nicht gegen das Elternhaus auf?

Dann dieser unglaubliche schulische Leistungsabfall. Doch war das nicht auch normal, wenn ein junger Mensch zwischen Kindheit und Erwachsenwerden mal vorübergehend die Lust am Lernen verlor? Völlig normal. Kein Grund, sich Sorgen zu machen.

Als seine Kollegen von der Streife sie zum ersten Mal aufgriffen, war es bereits zu spät. Das war vor zehn Jahren gewesen, damals war sie gerade einundzwanzig geworden. Natürlich wusste er zu dieser Zeit schon, dass sie ab und zu, wie er dachte, einen Joint rauchte. Doch vor der grausamen Realität hatte er die Augen verschlossen. Lydia war heroinsüchtig geworden. Sie war auf der schiefen Bahn, und die Geschwindigkeit des Absturzes sollte von Tag zu Tag zunehmen.

Lydia war irgendwann völlig abhängig von dieser grausamen Substanz gewesen, völlig zgedröhnt durch den wahrscheinlich x-ten Heroinschuss. Apathisch, abgemagert, willenlos. Sein Sonnenschein hatte aufgehört zu strahlen.

Vor gut zwei Wochen hatte Lydia sich in einer üblen Wohnung am Rande Rostocks zusammen mit Freunden – oder besser: Leidensgenossen – einen Schuss gesetzt.

Wolfgang hatte nie geglaubt, dass Lydia diese Menschen wirklich mochte. Sie waren eine Zwangsgemeinschaft, deren einzige, aber grundlegende Gemeinsamkeit die Abhängigkeit von einer zerstörerischen Droge war.

Ein Schuss also, wie so oft, wie eigentlich immer. Es war der Stoff aus einer neuen Lieferung ihres Dealers gewesen. Offensichtlich hatte der das reine Heroin weniger gestreckt als sonst üblich. Die Droge war zu rein gewesen, sodass Lydia ungewollt eine Überdosis erhalten hatte. Der Notarzt hatte sie zurückholen können. Im letzten Augenblick fing Lydia, nachdem er das Gegenmittel injiziert hatte, doch wieder an zu atmen. Sie öffnete die Augen und sah in das Gesicht des jungen Notfallmediziners, der ihren Kopf hielt. Unter Husten sagte sie: »Du Scheißkerl hast mir den Trip versaut.«

Der Notarzt erwartete keine Dankbarkeit, wie er Wolfgang später sagte. Schon gar nicht von einer Drogenabhängigen.

Die Polizeibeamten hatten Lydias Namen erkannt und Wolf-

gang Franke angerufen. Der ergriff seine Chance. Gegen den lautstark erklärten Willen Lydias organisierte er einen Entzug. Sie war endlich so weit unten, dass seine Kraft ausreichte, ihren Widerstand zu überwinden. Jahrelang hatte er es akzeptieren müssen, wenn sie seine Hilfe zurückwies. Doch nun, den Tod seiner Tochter vor Augen, war er nicht mehr bereit, auf ihre Einsicht zu hoffen. Es gab ihm die Kraft, die nötig war, ihren durch Drogen manipulierten Willen zu brechen.

Es war seinen guten Kontakten zu verdanken, dass sie sofort einen Therapieplatz bekam. Doch Lydia schrie ihn seitdem immer nur an und beleidigte ihn. »Lass mich in Ruhe« war noch das Netteste, was er zu hören bekam. In der Klinik versicherte man ihm, dass diese Reaktion normal sei. Normalität war das, wonach sich Wolfgang Franke am meisten sehnte.

Der Entzug der ersten Tage war schrecklich gewesen. Er war bei ihr geblieben. Hatte jede Minute der entsetzlichen Qualen miterlebt. Er war es ihr schuldig. Er sah es als eine Art Strafe für seinen Egoismus.

Sie wurde von Krämpfen geschüttelt. Manchmal schwitzte sie, als ob sie einen Marathon gelaufen wäre. Dann fror sie von einer Sekunde auf die andere erbärmlich. Anfälle von Schüttelfrost durchzuckten immer wieder ihren Körper. »Besorg mir einen Schuss!«, brüllte sie ihn mehrfach an. Sie musste an ihr Bett in der Klinik gefesselt werden. Es bestand die Gefahr, dass sie sich selbst verletzte.

Mehrmals täglich erbrach sie sich. Meist war es ihr egal, dass sie dabei das Bett vollkotzte. Abhängige auf Totalentzug gehen durch die Hölle. Ihnen ist es völlig gleichgültig, was andere denken könnten. Die Schwestern in der Station P1 der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Rostock kannten das zur Genüge. Es gab keine Vorwürfe. Sie tauschten einfach wortlos regelmäßig die Bettwäsche aus.

»Du Scheißbulle kannst mir doch einen Schuss besorgen!«, flehte sie ihn immer wieder an. »Los, mach. Ich halte das nicht mehr aus.«

Er versuchte, ihre Hand zu halten. Mal schob sie seinen Arm aggressiv weg. Manchmal nahm sie seine Hand, ließ seine Zärtlichkeit zu und weinte leise. So wie früher, wenn etwas Schlimmes

passiert war. Eine halbe Stunde später nannte sie ihn wieder einen »Scheißbullen«.

Wolfgang ertrug diese Tortur gleichmütig. Er war schließlich schuld an diesem Zustand.

Nach einer Woche war der körperliche Entzug geschafft. Doch was bedeutete das, »geschafft«? Die Krämpfe waren weg, ja. Der Körper rebellierte nicht mehr dagegen, dass ihm das Gift, das ihn langsam zersetzte, vorenthalten wurde. Aber die Seele? War die Seele auch geheilt?

Wiebke Sollich versetzte der Anblick ihres vor sich hin grübelnden Kollegen einen Stich. Sie kannte Wolfgang Franke so gut wie sonst vermutlich nur seine Frau. Deswegen hatte er ihr oft sein Herz ausgeschüttet. Häufiger, als es sich für einen Vorgesetzten gegenüber einer Mitarbeiterin geziemt. Sie schätzte die joviale Art, mit der er seine Chefrolle ausübte. Seine Gemütlichkeit. Seine Geduld, die er aufgebracht hatte, als er Anfang der neunziger Jahre ihre Abteilung und damit auch sie übernahm. Er hatte sie nie spüren lassen, dass ihre Kenntnisse und Fähigkeiten damals weit hinter dem zurücklagen, was westdeutscher Standard war. Er gab ihr ganz selbstverständlich die Zeit, alles aufzuholen. Schwächen deckte er, bis sie sie abgelegt hatte. Stärken hob er hervor. Sie liebte ihn dafür. Im rein beruflichen Sinn.

Deshalb litt auch sie unter der Krankheit seiner Tochter. Als Polizistin hatte sie gelernt, dass Drogenabhängige krank waren. Kranken musste man helfen. Eine manchmal schwere Einsicht, weil sie von Berufs wegen jeden Tag damit konfrontiert wurde, dass sich Junkies vorsätzlich, konsequent und sehenden Auges zugrunde richteten. Lydia war da keine Ausnahme. Doch Wiebke wollte ihr helfen, indem sie Wolfgang Franke bestärkte. Damit er die Kraft fand, seine Tochter beim Heilungsprozess zu unterstützen, so schlecht die Chancen auch standen.

Sie näherte sich ihm vorsichtig von hinten und legte einen Arm um seine Schulter. Sie flüsterte ihm tröstende Worte ins Ohr. Sie versuchte einfach, ihm Mut zu machen.

Wolfgang wischte sich die Tränen aus den Augen. Er war ein großer, bulliger Mann, und doch wirkte er hilflos. »Danke, dass du das sagst. Wir beide wissen, dass es Wunschdenken ist. Die Rückfallquote bei Heroinabhängigen liegt bei weit über neunzig Pro-

zent. Warum sollte ausgerechnet Lydia die Ausnahme sein? Sag mir einen Grund.«

»Weil sie dich hat«, sagte Wiebke. Sie musste schlucken. Da war ein riesiger Kloß in ihrem Hals.

Wolfgang nickte. Sie sah ihm an, dass er eigentlich nicht zustimmen, sondern einfach nur nicht widersprechen wollte.

»Was macht denn dein Versetzungsantrag nach München?«, fragte sie. Er hatte ihr natürlich erzählt, dass er versuchte, wieder in den Süden zurückversetzt zu werden. Unter Tränen hatte er gebeichtet, dass er Jahre gebraucht hatte, um zu begreifen, dass er und seine Entscheidung der Grund für Lydias Absturz waren. Er hoffte, dass Lydia vielleicht bereit wäre, neu anzufangen, und wollte ihr dafür eine Umgebung bieten, die sie zwar vielleicht längst nicht mehr kannte, die ihr aber in guter Erinnerung war. Doch die Chancen für diesen Neuanfang standen alles andere als gut.

»Du weißt doch, wie die sind. Der Antrag wird so lange nicht bearbeitet, bis ich ihn durch meinen Antrag auf Pensionierung ersetzen kann. Und selbst wenn ihn einer ernsthaft in die Hand nehmen würde, eine Versetzung könnte nur aus dienstlichen Gründen erfolgen. Die habe ich aber nicht vorbringen können. Meine private Situation interessiert hier doch keine alte Sau nicht.«

Er benutzte diese typisch bayerische Form der Verneinung gern, weil die doppelte Negation der Aussage besondere Bedeutung verlieh.

»Ich fahr sie jetzt holen«, sagte er dann, nahm seine Jacke und verließ das Büro. Wiebke sah ihm mit feuchten Augen nach. Ob dieser Mann jemals wieder glücklich werden könnte?

Sie griff zu einer Akte und las darin, legte sie aber bald wieder weg. Es handelte sich um einen selbst für Mordermittler widerlichen Fall. Eltern hatten ihr Kind schwer misshandelt, es schließlich sogar verhungern lassen. Doch es gab keine brauchbaren Zeugen, und die Eltern belasteten sich gegenseitig. Wolfgang und sie hatten sich bei den Vernehmungen alle Mühe gegeben, einen der beiden zu einem Geständnis zu bewegen. Aus vielen Fällen wussten sie: Ein Geständnis erleichtert auch die Seele des Täters. Doch die beiden hatten keine Seele. Wolfgang hatte dieser Fall mehr belastet, als Wiebke das bei ihm je gesehen und vermutet hätte. Er litt unter der Vorstellung, dass ein gewiefter Anwalt die beiden

mit einer lächerlichen Freiheitsstrafe, wahrscheinlich sogar zur Bewährung, aus der Verantwortung pauken könnte. Doch genau darauf lief es hinaus. Einen Haftbefehl hatte der Richter angesichts der Ermittlungsergebnisse gar nicht erst ausstellen wollen. Das war ein ganz schlechtes Omen im Hinblick auf das Urteil.

Sie überlegte, was sie jetzt tun könnte, als ihr Blick auf die Vase fiel, die auf dem Sideboard stand. Ihre Gedanken hellten sich auf. Sie hatte heute zweiundzwanzig rote Rosen bekommen. Schon wieder. Wie immer kamen sie von diesem unerhört gut aussehenden, äußerst attraktiven Psychiater Dr. Thomas Schulte. Sie hatten sich kurz vor Weihnachten bei einem Mordfall kennengelernt. Der Hauptverdächtige präsentierte eine Entlastungszeugin, deren Glaubwürdigkeit ihr zweifelhaft erschien. Schulte hatte ein Gutachten erstellt. Deshalb trafen sie sich mehrfach dienstlich und waren auch privat ins Plaudern gekommen. Schulte war so einfühlsam, so gebildet, so zuvorkommend. Wiebke hatte sich Hals über Kopf verliebt. Und seit drei Wochen mit Beginn des neuen Jahres schickte er ihr nun auch noch alle zwei, spätestens alle drei Tage Blumen. Immer nur mit einer Visitenkarte und dem immergleichen Text: »Für eine beeindruckend schöne Frau.«

Siehst du, Wiebke, ein Arzt.

Ja, Mama. Es wird schon.

Aber was war das? In den Blumen steckte ein kleines Kuvert. Das hatte sie doch glatt übersehen. Wiebke stand auf und trat neben das Sideboard. Zitternd nahm sie den Umschlag, öffnete ihn und hielt einen mit Füllfederhalter geschriebenen Brief in der Hand. Mit hochrotem Kopf wie ein Teenager, der den Zettel mit der Frage aller Fragen »Willst du mit mir gehen?« auf dem Pausenhof las, immer in der Angst, die anderen könnten sie dabei ertappen, verschlang sie die Zeilen. Sie las sie so oft, bis sie sie schließlich auswendig konnte.

Meine verehrte Wiebke, darf ich mir erlauben, Sie beim Vornamen zu nennen? Imaginär sind Sie mit mir schon zu oft ausgegangen, als dass ich es in der Realität noch unversucht lassen könnte. Die gedankliche Vorstellung allein war überwältigend. Machen Sie mir doch die Freude, mit mir heute Abend im Restaurant zu speisen. Ich kann Ihnen versichern,

dass ich diese Einladung ohne jeden Hintergedanken ausspreche. Ich bin ein glühender Vertreter der alten Schule. Und ein ebenso glühender Verehrer Ihrer Person. Wenn ich Sie mit diesem Ansinnen nicht zu sehr überrumple, freue ich mich, wenn Sie die Zeit finden, mich anzurufen.

Mann, so wunderschön altmodisch hatte sie schon lange niemand mehr um ein Rendezvous gebeten. Es war ohnehin schon Jahre her, dass sie mal einer eingeladen hatte. Seit vielen Jahren war sie allein. Der Beruf machte es schwer, eine Beziehung aufzubauen. Er verhinderte, dass die zarte Pflanze der Zuneigung durch kleine Aufmerksamkeiten wachsen und gedeihen konnte. Die Folge war absehbar: keine Beziehung und kaum Sex.

Wenn sie mal Sex hatte, dann meist mit einem, der wie sie wieder einmal das Gefühl brauchte, noch begehrenswert zu sein. Keine großen Gefühle, keine Beziehung, kein Stress.

Sie wollte aber endlich wieder große Gefühle. Sie sehnte sich nach einer Beziehung. Ja, sogar ein bisschen Stress mit einem geliebten Partner wäre ihr im Moment recht. Immer noch besser, als jeden Abend Minka, ihrer weißen Siamkatze, zu erzählen, wie sie sich fühlte.

Sie freute sich wirklich. Wiebke griff zum Telefon, rief ihn an und sagte zu. In ein paar Stunden würde sie mit Thomas Schulte in einem Restaurant sitzen und plaudern. Und sie würde ihn ins Bett kriegen, diesen etwas verklemmten, süßen Seelenklempner. Bereits der Gedanke daran erzeugte bei ihr dieses undefinierbare Verlangen im Bauch. Dieses Kribbeln, das sich auf den ganzen Unterleib ausbreitete. Sie schämte sich nicht einmal.

Er hatte sie schon oft imaginär ausgeführt? Sie war weiter. Sie hatte ihn schon oft in Gedanken verführt. Nach allen Regeln der Kunst. Diese Kunst beherrschte sie. Sie hatte sie jedenfalls mal beherrscht. Ach was, das ist wie Fahrradfahren, dachte sie. Wenn man's einmal kann, verlernt man es nicht.

Sie piff gedanklich auf alle Konventionen und zugleich laut ein Lied, während sie nach Hause ging, um sich umzuziehen.
